

Semestereröffnungsgottesdienst des Sommersemesters 2012,

10. April 2012, St. Marienkirche:

„Der Widerspruch zwischen Wollen und Tun“ (Römer 7,14-25)

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserm Vater und unserem Herrn Jesus Christus. Amen.

Warum, liebe Hochschulgemeinde, am Beginn eines neuen Semesters über den Widerspruch zwischen Wollen und Tun nachdenken? Wie passt das zu dem Schwung, mit dem wir hierher gekommen sind, um in die vor uns liegenden Frühlings- und Sommermonate zu gehen – sie nicht nur zum Besuch von Museen und Strandbars zu nutzen – das auch! –, vor allem aber doch, um zu studieren, gemeinsam über die Theologie in all ihren spannenden Facetten, ihren historischen und aktuellen Bezügen nachzudenken; zu forschen, zu diskutieren, unser Wissen gemeinsam zu vertiefen? Will Paulus uns etwa sagen: Die Absicht hör ich wohl – allein euch fehlt die Gabe? Nein, das will er nicht – ganz im Gegenteil, wie wir noch sehen werden. Was aber dann? Was soll die auf den ersten Blick wie ein umgekehrter Mephistopheles daherkommende Betrachtung über den Menschen, als „Teil jener Kraft, die stets das Gute will und stets das Böse schafft“? Dem Paulus zwar die Einsicht zugesteht in das, was eigentlich gut wäre, nicht aber, dass er deshalb auch tatsächlich etwas Sinnvolles zustande bringen würde. Weiß Paulus tatsächlich nichts Besseres über den Menschen zu sagen? Schauen wir genauer hin!

Die Abhandlung über den Widerspruch zwischen Wollen und Tun gehört zu den zentralen Texten nicht nur des Römerbriefes, sondern der Theologie des Paulus überhaupt. Ihr Platz in der Perikopenordnung, der Ordnung derjenigen Texte also, über die im Kirchenjahr gepredigt werden

soll, spiegelt das nicht unbedingt wider. Der Text gehört zur Perikopenreihe IV, am 22. Sonntag nach Trinitatis, einem Sonntag, der im Kirchenjahr wegen des Ostertermins häufig sogar ausfällt. Ein nicht gerade prominenter Platz für einen so wichtigen Text. Schon das ist Grund genug, ihn im Universitätsgottesdienst zu Beginn eines neuen Semesters zu bedenken.

Es ist aber natürlich nicht der einzige Grund. Ein weiterer Grund liegt darin, dass dieser Text ein eindrückliches Zeugnis für die Verbindung von Christentum und griechisch-römischer Antike ist. Paulus nimmt hier nämlich ein Motiv aus der antiken Tragödie auf, die den Widerspruch von Wollen und Tun eindrücklich inszeniert hatte. Und es gibt noch einen weiteren Grund: Der Text hat nichts von seiner Aktualität eingebüßt. Der Widerstreit zwischen Wollen und Tun ist durch den Text des Paulus nicht ein für allemal gelöst worden, er ist auch nicht nur ein persönliches Problem von Paulus. Paulus identifiziert diesen Konflikt vielmehr als Grundbefindlichkeit des unerlösten Menschen, der nur von Gott daraus befreit werden kann. Das „Ich“, das hier spricht, ist also nicht nur Paulus selbst. Es zeigt vielmehr den Menschen, der in dem Widerspruch gefangen ist, immer das Gegenteil von dem zu vollbringen, was er eigentlich tun will, und dem dieser Widerstreit schmerzlich bewusst ist. In Christus allerdings, so die kühne Behauptung des Paulus, ist der Mensch aus diesem Dilemma erlöst und lebt in der Freiheit des Geistes. Martin Luther hat das etwas anders verstanden und den Text als Zeugnis für den im Glauben gerechtfertigten Menschen gelesen, der jedoch zugleich Sünder bleibt – eine bemerkenswerte Verschiebung der paulinischen Pointe. Gründe genug also, dem Text des Paulus am Beginn eines Semesters genauer nachzugehen.

Beginnen wir mit der gleich zweimal eindringlich vorgebrachten Selbstanklage „Nicht das Gute, das ich will, tue ich, sondern das Böse, das ich hasse, das tue ich.“ Man darf das nicht banalisieren. Paulus meint nicht einfach: „Es hat nicht geklappt mit den guten Vorsätzen, dann eben beim nächsten Mal.“ Der Konflikt, den er schildert, hat in seiner Grundsätzlichkeit vielmehr geradezu tragische Züge.

Wer kennt sie nicht, diese Situationen, in denen wir uns mit vollem Recht darauf berufen können, das Gute gewollt, uns nichts vorzuwerfen zu haben, und doch ist genau das Gegenteil davon herausgekommen, was wir eigentlich beabsichtigt hatten. Da setzt sich ein Kreis von eigentlich doch vernünftigen Menschen zusammen und bemüht sich, eine tragfähige Lösung für die Leitung derjenigen Institution zu finden, für die sie Verantwortung tragen, und heraus kommen Dissense, Missverständnisse und Kontroversen. Keiner hat es gewollt, keiner kann sich recht erklären, wie es passieren konnte. Ratlos steht man vor der plötzlich eingetretenen Konstellation, ist konsterniert darüber, was da geschehen ist. Da ist der Kommilitone, der doch eigentlich nichts anderes wollte, als durch sein Engagement eine gute Stimmung im Seminar zu verbreiten und dabei doch alles vermässelt hat. Rätselhaft, wie es dazu kommen konnte, aber nun ist die fatale Situation einmal da. Da ist der Politiker in hoher Stellung, der sich dubios verhalten hat und sich nun darum bemüht, die Sache wieder ins Reine zu bringen. Sein eigenes Ansehen und das seines Amtes will er vor größerem Schaden bewahren, stattdessen verstrickt er sich immer tiefer in Widersprüche und gibt am Ende entnervt auf. An seinem Willen hat es nicht gelegen, da ist er sich sicher, aber die ganze Sache hat sich wie von selbst gegen ihn gewendet. Genau das, was er doch verhindern wollte, steht am Ende als Ergebnis da.

Das sind noch eher harmlose Beispiele. Dramatischer sind Fälle, wo Menschen ihre Emotionen und Triebe nicht beherrschen können, anderen Gewalt antun und selbst erschrocken darüber sind, wie das hatte geschehen können. Die Psychotherapie kennt solche Beispiele zur Genüge. In Gesprächsprotokollen bekennen Menschen, dass sie die Kontrolle über sich selbst verloren hätten und selbst nicht wüssten, wer da eigentlich die Macht über sie ergriffen hat. Als hätten sie neben sich gestanden, seien nicht mehr sie selbst gewesen. Paulus beschreibt diesen Zustand sehr präzise und deutet ihn anthropologisch und theologisch: „Wenn ich aber gerade das tue, was ich nicht will, dann bin nicht mehr ich es, der handelt, sondern die Sünde, die in mir wohnt.“ In diesem scheinbar ausweglosen Zustand kann der Mensch nur noch einen Hilferuf herausschreien: „Ich unglückseliger Mensch, wer wird mich erretten aus diesem Todesleib?“

Es ist der alte Medea-Konflikt: Medea, zugleich liebende Mutter und Kindsmörderin, die ihren Zorn über den untreuen Gatten Jason nicht bezähmen kann und ihre gemeinsamen Söhne tötet, um ihn zu strafen. Dieser Stoff, bei Euripides meisterhaft verarbeitet, war zu einem Topos der antiken Reflexion über den Widerspruch zwischen Wollen und Tun avanciert. Ovid hat ihn aufgenommen, Seneca ebenfalls, auch bei Paulus taucht er auf, vermutlich indirekt vermittelt.

Paulus konstatiert dabei einen tiefgreifenden Konflikt im Menschen, aus dem dieser sich nicht selbst befreien kann. Er sagt darum auch nicht – anders als es die Übersetzung Luthers suggeriert – „Ich weiß nicht, was ich tue“. Der Konflikt ist dem „Ich“, das hier mit sich selber ringt, vielmehr sehr wohl bewusst. Immer wieder hämmert es sich und den Lesern ein, dass es genau darum weiß, was das Gute ist und was das Böse; es stimmt dem Gesetz Gottes zu, handelt aber nicht danach, weil ein ande-

res Gesetz dagegen streitet und es daran hindert, dem als gut und heilvoll Erkannten zu folgen. Der Satz muss darum heißen: „Ich begreife mein eigenes Handeln nicht.“ Dem „Ich“ ist unerklärlich, warum es dem Guten, um das es doch weiß, nicht zu folgen vermag.

Die Philosophie kennt das Problem schon lange. Was landläufig als „Willensschwäche“ gilt, ist in Wahrheit die Unfähigkeit, das Handeln entsprechend der eigenen Einsicht zu steuern. In der neueren Diskussion hat diese Sicht vor allem in der Debatte über die Willensfreiheit des Menschen von sich reden gemacht. Hirnforscher und Neurophysiologen haben dabei die einiges Aufsehen erregende Auffassung entwickelt, der Mensch sei in allem, was er tue und wie er sich in konkreten Lebenslagen entscheide, bestimmt von biologischen Zwängen, habe also gar keine Möglichkeit zur freien Entscheidung. Der freie Wille sei also eine Illusion. Dem von Euripides und Paulus konstatierten Dilemma wäre dann durch eine Änderung des Verhaltens nicht beizukommen, und auch die Hoffnung auf ein göttliches Eingreifen würde sich als Illusion entpuppen. Die ethischen Konsequenzen einer solchen Sicht wären nicht zu unterschätzen. Wir wären für die Folgen unseres Handelns nicht verantwortlich zu machen, denn sie wären nur noch das Ergebnis biologischer Prozesse, die sich unserer Steuerungsfähigkeit entziehen. Das ist freilich keineswegs die Auffassung des Paulus, und auch in der Debatte über die Willensfreiheit des Menschen hat sich eine solche deterministische Sicht nicht durchsetzen können.

Antike Philosophen meinten dagegen, der Widerspruch zwischen Wollen und Tun sei durch rationale Aufklärung aufzulösen. Medea, so der Stoiker Epiktet, ein Zeitgenosse des Paulus, müsse nur gezeigt werden, dass sie sich durch ihren wilden Zorn selbst betrügt, sich immer tiefer in ihr Dilemma verstrickt und lernen müsse, ihre Affekte zu kontrollieren und

zur Vernunft zu kommen. Das ist die optimistische, auf den ersten Blick ja auch durchaus naheliegende Sicht. Sie baut darauf, dass wir uns besinnen können, von selbst auf den guten Weg zurückfinden, den Zwiespalt zwischen Wollen und Tun durch bessere Einsicht zu bearbeiten imstande sind. Wenigstens das als unsinnig Erkannte zu unterlassen, müsse der Mensch doch in der Lage sein. Das immerhin traut auch ein Philosoph unserer Tage ihm zu: „Der Sinn, und dieser Satz steht fest, ist stets der Unsinn, den man lässt.“ So Odo Marquard in der Variation einer Sentenz von Wilhelm Busch: „Das Gute, und dieser Satz steht fest, ist stets das Böse, das man lässt.“ Zwei unterschiedliche Menschenbilder also: Hier der Determinismus der Hirnforscher, dort der auf vernunftgemäßes Handeln setzende Optimismus der Philosophen.

Bei Paulus liegen die Dinge noch einmal anders. Für ihn besteht der Konflikt zwischen dem, was er „geistliches Gesetz“ nennt und dem von der leiblichen Existenz bestimmten, unter die Sünde verkauften Menschen, darin, dass der Mensch die Zerrissenheit zwischen seiner Bestimmung und seinem faktischen Zustand erkennt, sich aber nicht daraus befreien kann. Dem Determinismus der Hirnforscher würde Paulus also jedenfalls widersprechen, denn ein seiner Physis willenlos ausgeliefertes Wesen widerspräche zutiefst seiner Sicht auf den Menschen als Geschöpf Gottes, der vom Gesetz Gottes weiß, dass es gut für ihn ist und darunter leidet, dass ihn eine andere Kraft – Paulus nennt sie die „Begierde“ – davon abhält, ihm auch zu folgen. Für Paulus ist der Mensch also gerade kein willenloses, seinen biologischen Funktionen ausgeliefertes Wesen. Aber auch den Optimismus der rationalen Aufklärung teilt er nicht. Nicht dass er der menschlichen Vernunft nichts zutrauen würde. Er erkennt aber klar deren Grenzen und ist davon überzeugt, dass das Heil des Menschen gerade darin liegt, nicht auf sich selbst zu vertrauen, sondern

darauf, dass Gott ihn aus seinem Dilemma befreien wird. Es ist der noch nicht von Christus befreite Mensch, dessen Lage Paulus hier beschreibt. Im Rückblick sieht er, wie es damals war, bevor er zum Glauben gekommen ist. Jetzt dagegen kann er ausrufen: Dank sei Gott durch Jesus Christus, unseren Herrn!

Der Zwiespalt zwischen Wollen und Tun ist also gerade nicht das letzte Wort, das Paulus über die Situation des Menschen zu sagen weiß. Er vertraut vielmehr darauf, dass der Mensch in Christus dem unseligen Widerspruch von Wollen und Tun entronnen ist. In dieser Gewissheit kann er zurückblicken auf das, was früher war. Der Widerspruch zwischen Wollen und Tun tritt erst jetzt in seiner ganzen Schärfe vor Augen, wo der Mensch nicht mehr unter der Macht der Sünde lebt, sondern in der Freiheit des Geistes.

Soweit Paulus. Können wir ihm darin folgen? Vielleicht kann uns die Auslegungsgeschichte dieses anspruchsvollen, schwierigen Textes dabei helfen. Schon bei Augustin findet sich die Auffassung, dass der Mensch sein Sündersein nicht einfach hinter sich lassen kann, sondern immer wieder der gnädigen Vergebung Gottes bedarf, der ihm seine Verfehlungen nicht anrechnet. Martin Luther hat das später dahingehend weitergeführt, dass er die Situation des Menschen als gleichzeitig Sünder und Gerechtfertigten beschrieben hat. Damit hat er die von Paulus als zeitliche Abfolge von zunächst unerlöstem, dann befreitem Menschen als ständige Situation des Christen gedeutet. Das verändert die Aussage des Paulus, erfasst dabei aber durchaus etwas von ihrer Intention. Die Überzeugung des Paulus, dass der Glaube an Jesus Christus den lähmenden Gegensatz von Wollen und Tun hinter sich zu lassen vermag, wird so hineingeholt in die Lebenswirklichkeit des christlichen Lebens – als Zusage der Befreiung

aus den Ambivalenzen unseres Daseins und als Zuversicht, das Gute, das wir doch eigentlich tun wollen, auch tatsächlich vollbringen zu können.

Wie wäre es, wenn wir dem Geist Gottes mit Paulus zutrauen würden, uns ein solches Leben in Freiheit zu ermöglichen? Wie wäre es, wenn wir darauf vertrauen würden, dass wir nicht selbst den Widerspruch zwischen Wollen und Tun auflösen müssen, sondern uns darauf verlassen können, dass er in Christus aufgehoben ist? Wie wäre es, wenn wir uns an der Humboldt-Universität, an der Theologischen Fakultät, als eine Gemeinschaft verstehen würden, in der wir uns zugestehen, dass wir immer wieder in den nur allzu menschlichen Konflikt von Wollen und Tun geraten können; dass dabei Konstellationen entstehen können, die keiner gewollt hat und die darum auch das Miteinander nicht länger belasten müssen. Es erübrigt sich dann, in die Vergangenheit zu schauen, Schuld aufzurechnen und alte Kontroversen in die Gegenwart zu tragen. Es ist erstaunlich, atemberaubend geradezu, was Paulus denjenigen zutraut, die in der Freiheit des Geistes leben. Am Beginn eines neuen Semesters über den Widerspruch von Wollen und Tun, in dieser Perspektive – der Perspektive des Paulus – nachzudenken, kann so zum Anfang einer gesegneten und produktiven Zeit werden. Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.